

**Herzzeit. Ingeborg Bachmann – Paul Celan. Der Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie zwischen Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange. Hg. und kommentiert von Bertrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll und Barbara Wiedemann. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main 2008. 399 S., 24,80 €.**

Die Veröffentlichung des *legendären, ja geheimnisumwitterten* Briefwechsels zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan war nach Erscheinen wochenlang *das* Thema des deutschen Feuilletons, das mehr oder weniger ausdrücklich als literaturgeschichtliches Ereignis, ja als Sensation gefeiert wurde. Die Liebesbeziehung zwischen beiden, die 1948 begann und beim Ende des Briefwechsels 1961 (mit 2 Folgebrieffen bis 1967) schon längst beendet war, war schon lange kein Geheimnis mehr, und Legende wurde er durch die Entscheidung von Celans Erben, ihn bis zum Jahr 2023 zu sperren. Warum er jetzt frei gegeben worden ist, bleibt ein Geheimnis, aber nun *weiß* man. Man weiß, wie die Liebe begann, und man weiß, wie sie scheiterte. Aber ein *literaturgeschichtliches* Ereignis, das dazu noch die Fachwelt für längere Zeit in Atem halten wird, wie der Rezensent der Süddeutschen Zeitung schrieb? In dieser fast hymnischen Besprechung findet sich gleich zu Beginn auch der Satz: „In ‚Corona‘, dem wohl schönsten Gedicht Paul Celans, heißt es: ‚Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht der Geliebten: / wir sehen uns an, / wir sagen

uns Dunkles, / wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis (. . .)'. Lange ahnte niemand, dass sich hinter dieser ‚Geliebten‘ Ingeborg Bachmann verbirgt“, frohlockt der Rezensent. Wie bitte? Kann man Literatur gründlicher missverstehen? Ist es ein gelungenes Gedicht, dann lebt es ohne private Zusatzinformationen, benötigt es sie, dann ist es ein schlechtes Gedicht und wäre besser ungeschrieben geblieben. Dieses Gedicht Celans ist ein gelungenes Gedicht! An einem Dichter sollte ausschließlich, oder fast, das Wort interessieren, welches er in die Welt setzt, nicht seine Biographie oder sein intimstes Privatleben. Niemand wird die Legitimität eines Interesses an der Biographie von Schriftstellern bestreiten wollen, gerade im Falle des Auschwitz entronnenen Juden Celan nicht. Doch erhofft sich dieses Interesse an privaten, intimen Details meist irrigerweise Fingerzeige zum besseren Verständnis des Werks. Das aber ist abwegig, doch auch Literaturwissenschaftler tapen oft in diese Falle.

Die Frage, ob ein so persönlicher Briefwechsel überhaupt publiziert werden soll und darf, stellt sich bei prominenten Vertretern des öffentlichen Lebens erst gar nicht, bedauerlicherweise. Aber es gibt Gründe, die in diesem Fall die Verletzung der privaten Sphäre rechtfertigen. Man liest in diesen Briefen eine dramatische Liebesgeschichte zweier noch vor dem Durchbruch stehender Poeten, und ob sich hier intimste Gefühle äußern oder schon literarisch bewusst über Gefühle geschrieben wird, ist für diese Frage ohne Belang. Wäre es nur die Liebesgeschichte, rührend, zerstörerisch oder wie immer sie sein mag, die in diesen Briefen sich artikuliert, hätte man auf die Veröffentlichung verzichten sollen. Was diese Briefe wichtig macht, ist ihre literaturwissenschaftliche Bedeutung *jenseits* der Liebe. Die Frage ist nicht zuerst, wie Liebe nach Auschwitz noch möglich wäre (bei einem direkt Betroffenen), sondern wie Literatur, wie Leben, zumal für *Überlebende* noch möglich wäre, ganz im Sinne Adornos, dessen berühmtes Verdikt über das Schreiben von Gedichten nach Auschwitz sowie dessen Korrektur ja in Auseinandersetzung mit Celan artikuliert wurde. Dass Ingeborg Bachmann Tochter eines Parteimitglieds und in einer früheren Liebesbeziehung auch noch einem Nazibarben nahe gekommen war, kann allenfalls als Pikanterie am Rande gelten. In diesen Briefen kommt zum Ausdruck, was es für einen überlebenden Juden bedeutete, in den fünfziger Jahren auf Deutsch zu schreiben und in Deutschland zu publizieren, selbst wenn er Paris als Exil wählte. Und Celans Schicksal ist am Ende das vieler überlebender Juden: die Unmöglichkeit, weiter zu leben. In seinem Fall: rapide Verschlechterung des psychischen Zustands, mehrere psychiatrische Klinikaufenthalte nach Übergriffen auf seine französische Ehefrau Gisèle Celan-Lestrange (die die Affäre mit der Bachmann mit fast übermenschlicher Generosität tolerierte) und schließlich der Selbstmord.

Die geistige Atmosphäre, in die hinein Celan publizieren musste, war bekannt, weniger allerdings die direkten seelischen Auswirkungen auf den Dichter. Seit einigen Jahren ist der Literaturwissenschaft geläufig, dass mit antisemitischen Resentiments der Gruppe 47, gegen ihren eigenen Mythos, zu rechnen ist, dass es ganz offensichtlich antisemitische Tendenzen bei einigen Angehörigen dieser Gruppe gegeben hat. Diese artikulierten sich vorrangig oder zumindest auch an Celan, dessen Lesung der *Todesfuge* auf einer der Tagungen (1952) von erbärmlichen Reaktionen begleitet wurde, die man eigentlich nur als antisemitisch bezeichnen kann. Groteskerweise wurde ihm „Stürmer“-Stil vorgehalten! 1959, als Günter Blöcker im „Tagesspiegel“ eine für Celan nur antisemitisch zu interpretierende Rezension der „Sprachgitter“ veröffentlicht, wendet sich Celan an Max Frisch, den Geliebten der Bachmann in diesen Jahren, in der Hoffnung auf öffentliche Solidarität, die aber letztlich ausbleibt. Der Dialog beider, in den Briefen dokumentiert, belegt die Aussichtslosigkeit eines jüdischen Dichters in Deutschland in diesen Jahren, ohne dass man deswegen Frisch Antisemitismus unterstellen muss. Am bedrückendsten ist der in den Briefen überlieferte Disput mit Ingeborg Bachmann über Heidegger, dessen Werk Gegenstand ihrer Dissertation war, und die sich, wohl eher aus „politischer Korrektheit“, von dem Philosophen wegen seiner Nazi-Vergangenheit zu distanzieren suchte. Am 10.8.1959 schreibt ihr Celan aus Paris: „Ich bin, Du weißt, sicherlich der letzte, der über die Freiburger Rektorsrede und einiges andere hinwegsehen kann; aber ich sage mir auch, zumal jetzt, da ich meine höchst konkreten Erfahrungen mit so patentierten Antinazis wie Böll oder Andersch gemacht habe, dass derjenige, der an seinen Verfehlungen würgt, besser ist als derjenige, der sich in seiner seinerzeitigen Unbescholtenheit auf das bequemste und einträglichste eingerichtet hat.“ Klarer lässt sich die geistige Situation aus der Sicht eines Juden kaum beschreiben. Keiner aus der mehr oder weniger jungen intellektuellen Garde der fünfziger Jahre hat je versucht, Auschwitz zu verarbeiten, zu thematisieren. Und Bölls bisweilen überdeutlich artikuliert katholische Selbstgerechtigkeit war keinesfalls frei von antijüdischen Spitzen.

Mehr als alles das aber haben Celan die Anfeindungen der Goll-Affäre getroffen, in der ihn Golls Witwe haltlos und perfide mit Plagiatsvorwürfen überzogen hatte, was von Teilen des Feuilletons gerne aufgegriffen wurde. Dieser Affäre eine antisemitische Stoßrichtung zu unterstellen, eben in der scheinheiligen Kritik an Celan, ist nur allzu berechtigt. Wie sehr sie Celans Lebenskraft aufzehrt, zeigt dieser Briefwechsel. Deswegen war seine Publikation notwendig. Bedauerlicherweise lässt der Kommentar den Leser bisweilen im Stich. Man hätte sich von einem so

---

hochkarätigen Autorenkollektiv eine sprachlich geschliffenere, aber auch im Detail unbedingt zuverlässige Kommentierung erhofft.

*Michael Dallapiazza, Prato/Urbino*